

Dr.ⁱⁿ des. Wiebke Dierkes/Dr. Marc-André Heidelmann

**Rede der Promovierenden zur Absolvent*innenfeier des Instituts für
Erziehungswissenschaft am 29.11.2021**

Liebe Absolventinnen und Absolventen des Studiengangs Erziehungs- und Bildungswissenschaften, sehr geehrte Eltern und Begleiter*innen, liebe Kolleginnen und Kollegen. Wir freuen uns, heute an dieser Stelle sprechen zu dürfen und ein paar Worte zu der hinter uns liegenden Promotionsphase an Sie richten zu dürfen. Auch für uns geht mit Abschluss des Promotionsverfahrens eine spannende Zeit in unserem Leben zu Ende, in die wir Ihnen heute ein paar Einblicke ermöglichen möchten.

Der “Eigensinn” von Dissertationsprojekten (Marc-André Heidelmann)

Wir alle kennen es von Anbeginn unserer frühesten Qualifizierungsbemühungen. Ob Diktate oder Vokabeltests, Klassenarbeiten oder Referate, Haus-, Bachelor- oder Masterarbeiten. Wann immer wir uns diesen Herausforderungen im Leben gestellt haben, liegt ihnen stets eine grundlegende und allumfassende Teleologie zugrunde – ein übergeordnetes Ziel, zu dessen Erreichung Prüfungen und Qualifikationen scheinbar unvermeidlich dazugehören. Das, was schon in frühesten Grundschultagen gilt, ist auch in der Promotion nicht anders. Durch die Promotion wird der Kandidatin oder dem Kandidaten die Fähigkeit zum selbstständigen wissenschaftlichen Arbeiten bescheinigt. Eine abgeschlossene Promotion ist in der Regel grundlegende Voraussetzung für eine Habilitation und fast immer für eine wissenschaftliche Laufbahn generell.

Die einer Dissertation innewohnende Zweckmäßigkeit aber sollte keinesfalls zum (alleinigen) Movens einer Promotion werden. Die Promotionszeit stellt vielmehr einen ganz eigenen Wert an sich dar. Der Chemiker Hans-Jürgen Quadbeck-Seeger sagte einmal „Forschung ist die Fortsetzung der Neugier mit anderen Mitteln“. Tatsächlich sind es die Momente, in denen man tief in eine Materie eintaucht, Fragen entwickelt und irgendwann diese durch eigene Erkundung des Themas schließlich einer Beantwortung zuführen kann, die einem ein unbeschreibliches Glücksmoment bereiten. Das Gefühl zu haben, über das Sammeln von Daten und deren Analyse oder aber über eine bisher nicht geleistete Theoretisierung eines Gegenstandes nicht nur seine eigene Neugier zu befriedigen, sondern einen kleinen Beitrag zum Erkenntnisfortschritt eines Faches erbringen zu können, gibt einem viel.

Aber mehr noch. Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, dass man nicht nur als Forscher wächst, sondern auch die eigene Persönlichkeitsentwicklung enorm von der Dissertationsphase profitieren kann. Sich derart tiefgehend und differenziert mit einem abgegrenzten Wissensbereich zu beschäftigen und sich einem Erkenntnisinteresse zuzuwenden, dem sich in dieser Form, mit diesen Mitteln und unter diesen Bedingungen möglicherweise niemand jemals zuvor zugewendet hat, betrachte ich als ein großes Privileg. Sich selbst im eigenen Erkenntnisprozess immer wieder an die eigenen Grenzen bringen zu müssen und sich im Forschungsprozess immer auch selbst in der eigenen wissenschaftlichen Rolle reflektieren zu können und zu dürfen, verändert das eigene Sein als Ganzes. Transformation bezieht sich in diesem Sinne nicht nur auf den akademischen Erkenntnisfortschritt, sondern gleichsam und ich würde sogar sagen insbesondere auch auf die eigene Person als solche.

Die Promotionsphase ist somit mehr als eine wissenschaftliche Qualifikation, gerichtet auf ein Nächstes, sie stellt vielmehr einen Eigenwert an sich dar. Garantiert geht man als Person anders aus dieser Phase heraus, als man in sie eingetreten ist.

Zu den Bedingungen von Qualifizierung und Erkenntnisbildung (Wiebke Dierkes)

So lässt sich aus meiner Perspektive die Promotionsphase am ehesten als ein „sich hineinbewegen“ in ein hochgradig komplexes System divergierender Anforderungen beschreiben, die bearbeitet werden müssen. In das Feld der Wissensbildung, institutionell strukturiert durch Universitäten, Fachgesellschaften, Drittmittelgeber, Tagungswesen und weitere Räume der sogenannten ‚scientific community‘. Ein Feld, das nach seinen ganz eigenen Regeln funktioniert und welches sich niemals als für alle gleichermaßen zugänglich erweist.

Schon die Eintrittsvoraussetzungen in die „Akademie“, sind (mit-)bestimmt durch die Positionen der je einzelnen im intersektional verschränkten Machtgefüge struktureller Ungleichheit. Dies zeigt sich dann konkret in der Verfügbarkeit von z.B. ökonomischen aber auch zeitlichen Ressourcen. Diese unterschiedlichen Lebensrealitäten und Bedingungen der Promovierenden bilden den Alltag, in dem Qualifikationsarbeit stattfinden soll, was Standardisierungen so problematisch werden lässt.

In der Promotionsphase geht es primär – so scheint es – darum, einen Forschungsgegenstand innovativ zu bearbeiten, wirklich zu durchdenken, wissenschaftliche Expertise aufzubauen, mit den eigenen Themen Sichtbarkeit zu erlangen. Aus meiner Sicht ebenso relevant ist es, in dieser Phase eine Idee von sich selbst als Wissenschaftlerin zu erproben, zu entwickeln. Dabei geht es

eben nicht nur um die Akkumulation von Kompetenzen oder Fachwissen, sondern vor allem um die reflexive Auseinandersetzung mit den Modi der Erkenntnisbildung selbst. Mit ihren institutionellen Zwängen und Begrenzungen. Und außerdem um die Ausbildung einer Sensibilität für die machtvolle Position der Institutionen Wissenschaft und Universität selbst, als deren Vertreterin man als Forscherin fortan unweigerlich agiert und adressiert wird.

Wer forscht aus welcher theoretischen Perspektive mit welchem Erkenntnisinteresse und mit welchem methodischen Werkzeug über welchen Gegenstand? Welche Positionen und Themen werden ideell gefördert und materiell unterstützt - und welche dagegen als sogenannte „Orchideenthemen“ diskreditiert? An welche Diskurse soll angeschlossen werden, welche Perspektiven bleiben marginalisiert?

Meist zum ersten Mal muss jede Promovendin diese Fragen für sich beantworten, wenn es darum geht das eigene Erkenntnisinteresse der Dissertation zu umreißen. Diese Entscheidungen zu treffen, ist keine einfache Aufgabe. Und sie allein oder gar unter Druck zu treffen erst recht nicht.

Räume der kollektiven und kollegialen Auseinandersetzung, in denen Reflexionen dieser fordernden Lernerfahrungen stattfinden können, sind – das kann ich sagen - unbedingt notwendig und hilfreich.

Kollegialität - Kollektivität in der Erkenntnisbildung sowie in der Bewegung und Begegnung im akademischen Feld mit Kolleginnen und Studierenden kann dazu beitragen, in einem hochgradig kompetitiven und selektiven System, wie es die universitäre Welt nun mal ist, nicht zu verhärten. Meiner Ansicht nach ist dies eine hilfreiche und vielleicht sogar notwendige Voraussetzung dafür, dass die für Erkenntnisbildung so wichtigen Momente der Irritationen, des Unbehagens oder der Verunsicherung zugelassen und produktiv gewendet werden können.

Abschließende Worte

Ganz besonderer Dank gilt an dieser Stelle unseren Betreuerinnen Prof. Dr. Susanne Maurer und Prof. Dr. Susanne Maria Weber.

Für uns bleibt es nun spannend - denn das Ende der Promotionsphase bedeutet gleichsam auch den Beginn einer neuen Phase als Post-Docs mit ihren ganz eigenen, neuen Herausforderungen - auf die wir beide uns sehr freuen!